

Wo Kunstschaffende Wohn- und Arbeitsraum finden : Boheme und Blues

Autor(en): **Omoregie, Rebecca**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2012)**

Heft [2]: **Wohnen & Kunst**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-348999>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WO KUNSTSCHAFFENDE WOHN- UND ARBEITSRAUM FINDEN

Boheme und Blues

TEXT: REBECCA OMOREGIE/FOTOS: MICHELE LIMINA

Für Künstler und Musiker ist guter und bezahlbarer Raum in den Städten knapp. Den traditionellen Genossenschaften waren die Bohemiens immer ein bisschen suspekt. Doch es gibt Ausnahmen.

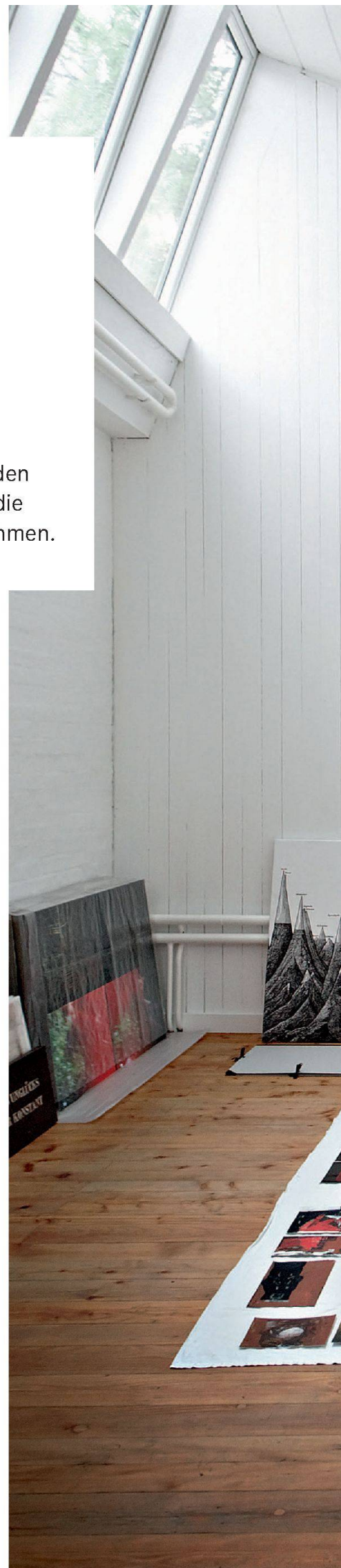
Es giesst wie aus Kübeln, doch selbst an diesem trüben Tag ist der hohe Raum mit den vielen Oberfenstern von Licht durchflutet. Am Boden des Ateliers hat die Malerin Valeria Klausmann einige kleinere Arbeiten ausbreitet, schiebt sie nun hin und her, überlegt, wie sie sich zu einer Ausstellung arrangieren liessen. An den Wänden lehnen grössere Tuschzeichnungen. Eine Treppe führt zu einer Empore, wo der Arbeitstisch steht. Darauf Gläser mit Stiften, Pinseln und Werkzeug, so säuberlich sortiert, dass es einen in den Fingern juckt.

Abenteuerliche Utopie

«Normalerweise sind wir uns gewohnt, in Garagen, Kellern oder leeren Ladenlokalen zu arbeiten», betont der Künstler Pietro Mattioli. Solch ideale Arbeitsbedingungen wie an der Wuhrstrasse in Zürich Wiedikon sind ein Glücksfall für Künstler. Erst recht, wenn sie Tür an Tür zum Atelier wohnen können. Genau das war die Idee der 1953 gegründeten Baugenossenschaft Maler und Bildhauer. Ziel war gemäss Statuten, «dass der Künstler unter ökonomisch guten Bedingungen in einem angenehmen menschlichen Umfeld wohnen und arbeiten kann». Das war Ende der 1940er-Jahre keine Selbstverständlich-

keit. Die grossen genossenschaftlichen Nachkriegsbauten waren soeben erstellt worden. Doch in den properen Arbeitersiedlungen waren die Kunstschaaffenden, denen immer ein Hauch Boheme und Verruchtheit anhaftete, nicht gerne gesehen.

Eine Gruppe von Künstlern um die Bildhauer Otto Müller und Otto Teucher und den Maler Max Truninger hatte die wagemutige Idee, eine eigene Künstlerkolonie zu bauen. Und fand in dem befreundeten Architekten und Architekturtheoretiker Alfred Roth einen einflussreichen Verbündeten. Es sei an der Zeit, schrieb Roth 1948 in der Zeitschrift «Werk», dass man sich nach all den Jahren sozialen Wohnungsbaus nun einer anderen vernachlässigten Gruppe annehme: der Künstler. Erstaunlicherweise und wohl nicht zuletzt dank Roths guten Kontakten zu Stadtpräsident Landolt und Stadtbauemeister Steiner fand das flammende Plädoyer Gehör. Die Stadt Zürich erklärte sich bereit, für ein Künstlerwohn- und Atelierhaus ein Grundstück für 90 Jahre zur Verfügung zu stellen. Der heutige Genossenschaftspräsident Pietro Mattioli, der als Sohn des Eisenplastikers Silvio Mattioli in der Künstlergenossenschaft aufgewachsen ist, erinnert sich an die abenteuerlichen Erzählungen der Gründer. Wie



Hochstapler seien sich Müller und Truninger vorgekommen, als sie kritisch mögliche Grundstücke begutachteten, obwohl sie völlig abgebrannt waren. An der Wuhrstrasse wurden sie schliesslich fündig. Der damals junge Architekt Ernst Gisel entwarf ein Haus mit acht Wohnungen und zwölf Ateliers, das mit seiner schlichten und funktionalen Architektur noch heute begeistert.

Nur für Künstler

Anfangs, erzählt Pietro Mattioli, seien den Künstlern die perfekten Ateliers fast zu steril vorgekommen. Manche hätten demonstrativ auf den Emporen geschlafen. Wer eine Wohnung oder gar eine geregelte Arbeit hatte, galt schon als Bourgeois. Und doch muss es gestimmt haben für die Gründergeneration, haben doch die meisten ihr ganzes Leben an der Wuhrstrasse verbracht. Die letzte von ihnen, die Malerin und Bildhauerin Tildy Wenger-Grob, ist erst vor wenigen Wochen gestorben. Noch heute sind die Ateliers und Wohnungen sehr begehrt; davon zeugen lange Wartelisten. Pietro Mattioli führt durch seine Wohnung, die, wie er fast beschämt betont, kein typisches Beispiel ist. Da seine Partnerin als Architektin auch künstlerisch tätig ist, konnte das Paar zwei Wohnungen zusammenlegen. So bleibt trotz der bescheidenen Raumgrössen genug Platz für die Familie mit dem achtjährigen Sohn. Für grössere Familien, räumt der Präsident ein, ist die Genossenschaft mit ihren Zweieinhalb- und Dreizimmerwohnungen nicht der richtige Ort. Es sei auch schon der Wunsch laut geworden, eines der kleineren Künstlerateliers zum Kinderzimmer umzufunktionieren. Das aber musste die Genossenschaft ablehnen, man sei nun einmal keine Wohngenossenschaft, sondern eine Künstlergenossenschaft.

Wer einziehen will, muss als Künstler schon einen gewissen Namen haben. Mit dem Kunstbegriff allerdings geht man heute grosszügiger um. Längst sind es nicht mehr nur Maler und Bildhauer, die hier wohnen und arbeiten. Neben der Architektin zum Beispiel auch ein Kameramann oder die Kunstvermittlerin Andrea Thal, die die Schweiz letztes Jahr an der Biennale Venedig vertrat. Alte Versammlungsprotokolle zeugen von den erbitterten Diskussionen, die diese neuen Formen des Kunstschaffens damals ausgelöst hatten.

Die Malerin Valeria Klausmann in ihrem Atelier an der Zürcher Wuhrstrasse.

Neue Zeiten

Auch sonst hat sich in den bald sechzig Jahren seit der Gründung einiges verändert. Mattioli ist mit seinem Bruder und den Eltern in einer der Zweieinhalbzimmerwohnungen gross geworden. Er weiss noch, wo das Sofa stand, wo die Essecke, wo ein Vorhang den Schlafbereich der Eltern abtrennte. Aber wie das alles tatsächlich Platz hatte, kann er sich nicht mehr vorstellen. Dass es ihn vor bald zwanzig Jahren wieder in die Genossenschaft Maler und Bildhauer verschlagen habe, sei nicht geplant gewesen.



Künstler und Genossenschaftspräsident Pietro Mattioli im Lagerraum seines Ateliers.

Nach längeren Auslandsaufenthalten habe er in Zürich vergeblich eine Wohnung gesucht. «Irgendwann kam mir die Wuhrstrasse in den Sinn.» Geklappt habe es dann aber erst nach längerer Wartezeit. Es sei nicht wirklich ein Heimkommen gewesen, sinniert Pietro Mattioli: «Es war wie ein neuer Ort, aber mit einer Reminiszenz an ganz, ganz früher.» An die wilden Zeiten, schmunzelt er, erinnert er sich aber schon noch. An die legendären Maskenbälle, an die Exzesse von Bürgerschreck Friedrich Kuhn, an schillernde Figuren wie Muz Zeier oder Hells-Angels-Bosse, aber auch an Persönlichkeiten wie Paul Nizon oder Eugène Ionesco, die hier ein- und ausgingen.

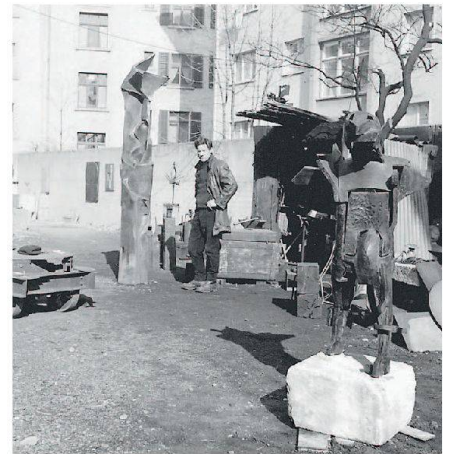
Gefeiert wird auch heute noch. Doch mit neuen Medien und Kommunikationsmitteln habe sich die Arbeitsweise der Kunstschaffenden verändert, beobachtet Pietro Mattioli. Gerade die jungen Künstlerinnen und Künstler seien global vernetzt und viel weniger mit dem physischen Ort verwurzelt als die Gründergeneration. Derzeit stelle sich in gewissen Kreisen die Frage, ob es überhaupt

«Es war an der Zeit, etwas für eine andere vernachlässigte Gruppe zu tun: die Künstler.»

noch Ateliers brauche. Der Künstler findet ja. «Natürlich kann man sich ins Café setzen und am Laptop arbeiten. Persönlich finde ich aber den Rückzug, das Kontemplative für die Arbeit wichtig.» Dennoch hat es in all den Jahren keine zweite Wuhrstrasse gegeben. Bis in die späten Sechzigerjahre hielt die erste Generation an der Idee eines weiteren Projekts fest. Der Elan, meint Mattioli, sei aber zusehends erlahmt. In seiner Präsidentschaft wäre ein Wachstum durchaus wieder ein Thema. Leider zehren derzeit die anstehenden Sanierungsarbeiten an den finanziellen und personellen Ressourcen.

Temporäre Kunst

Räume, wo Kunstschaffende wirken können, sind in den Städten nach wie vor Mangelware. Künstler müssen deshalb bisweilen neue Wege suchen. So wie die Gruppe «Sofortkunst», die eher zufällig entstanden ist, wie Initiantin und Kuratorin Hanna Meyer erzählt. «Von einer Freundin erfuhr ich, dass ihr Haus umgebaut werde und die Wohnungen eine Zeitlang leer stehen würden.» Die Wohnungen gehörten der Genossenschaft für Neuzeitliches Wohnen in Zürich. Diese erklärte sich bereit, die leeren Räume an der Winzerhalde drei Tage lang zur Verfügung zu stellen. Meyer trommelte eine Reihe von befreundeten Kunstschaffenden zusammen, die das Label «Sofortkunst» ins Leben riefen. Der Name ist Programm: Die Künstler, die mitmachen, können nicht wochenlang an einem Werk arbeiten. Sie müssen sofort eine Idee haben, die sich in den vorhandenen Räumen rasch umsetzen lässt.

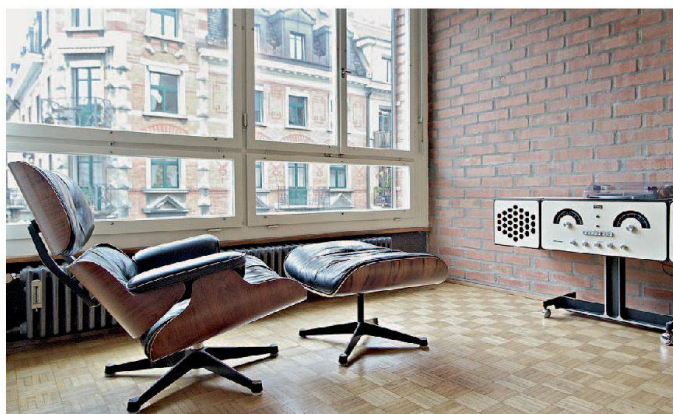


Der Eisenplastiker Silvio Mattioli auf dem Werkplatz vor seinem Bildhaueratelier.

Am Schluss gab es an der Winzerhalde eine Vernissage, wo die Bewohnerinnen und Bewohner die Werke bestaunen und so auf spezielle Weise von den alten Räumen Abschied nehmen konnten. Die Resonanz auf dieses Projekt war so gut, dass sich kurz darauf eine zweite Wohnbaugenossenschaft zum Mitmachen entschloss. Vor einem Ersatzneubauprojekt der Baugenossenschaft Linth-Escher in Zürich Oerlikon standen «Sofortkunst» diesen Frühling zwei Wochen lang sechs Wohnungen zur Verfügung; 19 Künstlerinnen und Künstler beteiligten sich. Weshalb machen die Kunstschaffenden das? Für Kunst, mit der man kein Geld verdient und die nach kurzer Zeit zerstört wird? «Wir wollen die Kunst zu den Menschen bringen. Auch zu solchen, die normalerweise keine Museen oder Galerien besuchen», so Meyer.

Faszinierendes Wunderland

Dass manche Wohnungen in der Überbauung noch bewohnt waren, machte das Projekt nicht einfacher. Alteingesessene Mieter mussten miterleben, wie langjährige Nachbarn ihre Wohnung verliessen und wildfrem-



Architektur der Nachkriegsmoderne, die noch heute begeistert: Wohn- und Büroraum von Pietro Mattioli.



Bilder: z/vg.

In den Abbruchhäusern entstanden: Schinkenkunst von Olivia Wiederkehr (links), einsame Gipsfigur von Rod Robinson (rechts).

de Menschen ein- und ausgingen und darin «wüteten». Eine betagte Dame, die sich über den Lärm beklagte, habe sie persönlich an der Hand genommen und durch die verwandelten Räume geführt, erinnert sich Hanna Meyer. «Sie war hell begeistert.»

Was in so kurzer Zeit entstand, beeindruckt tatsächlich. Schon von weitem stach die üppige Fassadenmalerei von Alex Schauwerker ins Auge – ein riesiger Buddha. Drinnen wählte man sich in Alices Wunderland: In jedem Raum entdeckte man Neues und Überraschendes. Eine Küche war ganz zugesperrt und verlassen, nur eine kleine Gipsfigur sass auf einem Stuhl auf dem Herd (Rod Robinson). In einer anderen Küche plapperten im Backofen und im Kühlschrank Werbefilme aus den Fünfzigerjahren (Daniel Cherubin). Beklemmend war das riesige Loch, das der Künstler Marck in eine Wand gehauen hatte. Zwängte man sich durch den Durchgang, gelangte man in einem zweiten Raum, in dem aus einem riesigen Ballon das Geräusch spielender Kinder drang. Auch Rod Robinson hatte sich mit dem Thema Vergan-

genheit und Recycling auseinandergesetzt: Sein Zimmer zierten nicht nur filigrane Wandzeichnungen, sondern bunte, verspielte Mobiles aus Flaschendeckeln, die sich wie ein Labyrinth durch den Raum zogen. Auf den ersten Blick einfach hübsch sahen das Gemälde und der paillettenartige Vorhang von Olivia Wiederkehr aus. Erst auf den zweiten Blick erkannte man, dass sie Schinkenscheiben darstellten.

Kleine Nachtmusik

Die Suche nach einer passenden Wohnung ist auch für eine andere Künstlergilde eine Herausforderung: Professionelle Musikerinnen und Musiker, die täglich mehrere Stunden üben und einen anderen Tagesrhythmus haben als der Durchschnittsbürger, sind in

«Wir wollen die Kunst zu den Menschen bringen.»

einem herkömmlichen Mietshaus mit strenger Hausordnung oft nicht am richtigen Ort. An der Lothringerstrasse in Basel ist das anders. Hier ist selbst Musizieren mitten in der Nacht erlaubt. «Das ist ein Riesenvorteil. Wenn die Kinder im Bett sind, kann ich proben», betont der Kontrabassist Fabian Gisler. Das so genannte Musikerwohnhaus der gemeinnützigen Stiftung Habitat ist ganz auf die Bedürfnisse von Musikern und ihren Familien ausgerichtet. Mit dem vor bald zwei Jahren fertiggestellten Umbau einer ehemaligen Lampen- und Schalterfabrik konnte Stiftungsratspräsidentin Beatrice Oeri gleich zwei Herzensangelegenheiten verwirklichen. Die Musikliebhaberin, die unter anderem Mitbetreiberin eines Jazzclubs ist, wusste, wie schwierig die Wohnungssuche für Berufsmusiker ist. Als gelernte Kindergärtnerin waren ihr ausserdem Freiräume für Kinder ein Anliegen.

Im Musikerwohnhaus gibt es beides: schallgedämmte Übungszimmer und eine gedeckte Spielhalle, wo Kinder jeden Tag unter Aufsicht einer Betreuerin werken, spielen und toben können. Der Nachwuchs aus dem Musikerwohnhaus sei allerdings selten hier anzutreffen, weiss Betriebsleiterin Johanna Löffel. Mit ihrem strengen Freizeitprogramm hätten die Musikkinder gar nicht so viel Zeit für freies Spiel. Dass sie mit der Spielhalle auch eine soziale Dienstleistung fürs Quartier erbringt und unter anderem viele Migrantenkinder aus der Umgebung betreut, ist der Stiftung nur recht. «Wir wollen niemanden ausschliessen.» Der Clou der Überbauung aber sind die Übungszimmer: In jeder der neun Wohnungen wurde ein speziell ausgekleideter Raum eingebaut, der gegen aussen jedes Geräusch bis 65 Dezibel schluckt. Dazu kommt ein Trakt mit vier separaten Übungszimmern und einem professionellen Aufnahmestudio. Zum Angebot gehören ausserdem eine Kantine, die jeden Mittag ein günstiges Menu serviert, sowie vier Gästezimmer.



Engelbuddha (Alex Schauwerker).



Recyclingmobile (Rod Robinson).



Bilder: Michael Fritsch

Das Musikerwohnhaus der Stiftung Habitat in Basel ist für Berufsmusiker und ihre Familien reserviert.

Wenig Misstöne

Vor einem der Übungszimmer treffen wir die Sängerin Anita Monti. Sie wohnt gleich nebenan, in einem ebenfalls für Musiker reservierten Wohnhaus, das aber nicht in jeder Wohnung einen Übungsraum bietet. Für ihren Gesangsunterricht hat sie deshalb einen Proberaum im Musikerwohnhaus gemietet. Doch heute macht sie sich mit ihrer Schülerin auf den Weg zum «Weissen Saal». Der kleine Konzertraum wird zum Üben, zum Musizieren in der Gruppe oder für Veranstaltungen genutzt. In ihrem Übungszimmer, erzählt die Sängerin, sei es an diesem sonnigen Tag nicht zum Aushalten. Eine der Kinderkrankheiten der Überbauung, wie Johanna Löffel einräumt. An heissen Tagen brennt die Sonne unerbittlich in die schalldichten Zimmer hinein. Diesen Sommer will die Stiftung deshalb unbedingt mit Sonnenstoren nachrüsten.

Auch bei der eigentlich für eine ganzjährige Nutzung geplanten Spielhalle macht Petrus den Kindern einen Strich durch die Rechnung: Die mit einem Glasdach überdachte offene Halle heizt sich im Sommer stark auf und ist bei Minusgraden eiskalt. So wird die Stiftung an ihrem Experiment noch etwas feilen müssen. Aber das sind Details.

Für Fabian Gisler und seine Partnerin Fabienne Robin bietet das Musikerwohnhaus ein ideales Umfeld. Nicht nur wegen der schönen Wohnung mit den hohen Räumen und dem Übungszimmer. Auch weil sich Fabian hier jederzeit mit seinen Bandkollegen aus Zürich und Berlin für Proben und Aufnahmen treffen kann und man stets im Kontakt und Austausch mit anderen Künstlern ist. Dass ihre drei Kinder hier selbstverständlich mit Musik aufwachsen, findet Fabienne schön. «Man hört immer mal wieder jemanden musizieren. Und unsere Tochter erhält von einer Nachbarin Klavierstunden.»



In den schalldämmten Räumen können die Musiker zu jeder Tageszeit üben.

**Baugenossenschaft
Maler und Bildhauer**



Adresse: Wuhrstrasse 10, 8003 Zürich
Baujahr: 1953
Architektur: Ernst Gisel
Umfang: 8 Malerateliers, 4 Bildhauerateliers mit Werkhof, 8 Wohnungen (2,5 und 3 Zimmer)
Mietzinse: Zweieinhalbzimmerwohnung: 850 CHF, Ateliers: 350 CHF bis 450 CHF

Musikerwohnhaus



Adresse: Lothringerstrasse 165, 4056 Basel
Baujahr: 2010
Architektur: Buol & Zünd, Basel
Umfang: 9 Wohnungen mit schalldämmten Musikzimmern, 4 Übungsräume, davon 2 mit Verbindung zu einem Aufnahmestudio, kleiner Konzertsaal, 4 Gästewohnungen, Kantine, Spielhalle
Mietzinse: Viereinhalbzimmerwohnung (133 m²): 2458 CHF plus 290 CHF NK. Je nach Einkommen gewährt die Stiftung bis zu 1040 CHF Subventionen
Bauträgerin: Stiftung Habitat, Basel
www.musikerwohnhaus.ch

Sofortkunst!

Folgende Künstlerinnen und Künstler waren beim Projekt in Zürich Oerlikon dabei: Wink Witholt, Olivia Wiederkehr, Max Grüter, Bettina Diel, Daniel Cherbuin, Eva Wandeler, Stefan Rohner, Renée Schaecker, Christoph Hüppi, Mareike Spalteholz, Thierry Garzotto, Marck, Dominique Teufen, Rod Robinson, Alex Schauwerker, Ralf Abati, Jon Thor Gislason, Thomas Riess

www.sofortkunst.ch